Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 7 (1965)

Artikel: Geburt und Kindheit im Volksglauben

Autor: Rehli, Johann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971742

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Geburt und Kindheit im Volksglauben

Von *Johann Rehli*

Drei Ereignisse sind im Menschenleben besonders bedeutsam: Geburt, Hochzeit und Tod; denn an diesen Marksteinen überschreitet der Mensch die Grenzen zweier Gemeinschaften. Bei der Geburt tritt er in die Gemeinschaft der «menschlich Lebenden» ein, beim Sterben in die der Toten, die C. F. Meyer sprechen läßt:

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!

Zwischen Geburt und Tod, zwischen Anfang und Ende des Menschenlebens liegt die Hochzeit, der Übergang vom Stand der Ledigen zu dem der Verheirateten.

Um diese drei Marksteine des Lebens kreist ein reiches Brauchtum, das die Lösung von der einen Gemeinschaft und die Aufnahme in die andere erleichtern soll. Nach dem Volksglauben ist der Mensch an diesen Grenzscheiden mehr denn je von teuflischen Mächten, von Dämonen und Hexen bedroht. Nur eingeschlossen in das brauchmäßige Handeln der Gemeinschaft kann der Einzelne in diesem Kampf bestehen. Heute lebt allerdings nur noch ein kleiner Rest dieser Bräuche; viele kennt man nur noch vom Hörensagen, manche haben einen Sinnwandel durchgemacht.

In einer früheren Arbeit, erschienen im «Bündner Jahrbuch» 1946, haben wir das Brauchtum um Tod und Sterben dargestellt. Wie dort, so haben wir uns auch in der vorliegenden Arbeit auf unsere Jugendheimat Maienfeld und das Vorderprättigau beschränkt, also auf jene Gebiete, in denen wir die Beispiele selber zusammentragen konnten. Leicht hätte sich ihre Anzahl vermehren lassen.

*

«Wenn ein kleins Kindlein zur Welt wird geboren», stehen die Geschwister staunend an seinem Bettlein, und die Frage nach der Herkunft des Kleinen bewegt ihr Herz. Wie weit herum im deutschen Sprachbereich, so lautet die Antwort auf diese Frage auch in Maienfeld und Schiers: Die Kindlein bringt der Storch. Ganz heimlich kommt er durchs Fenster oder den Kamin ins Haus, bettet das Kindlein in den Arm der Mutter und beißt sie in ein Bein, so daß sie für ein paar Tage das Bett hüten muß.

Mit dieser Antwort gaben wir uns zufrieden, dies um so mehr, als früher in Maienfeld dann und wann wirklich Störche auftauchten. So sahen wir eines Morgens, als wir die Heimkuh zur Herde trieben, zwei der großen Vögel über das Sprecherhaus fliegen, mit gestrecktem Hals und langsamen Flügelschlägen; und ein andermal stand einer auf der Kapellenruine des Schlosses, dort, wo vor hundert Jahren das letzte Paar genistet hat.

Nach einem anderen Bericht holen in Maienfeld der Vater und die Hebamme das Kindlein vom Guschaturm, einem Rundturm der Festung St. Luzisteig. Der Steigmeier übt dort das Wächteramt über die ungeborenen Kinder aus und schüttelt von Zeit zu Zeit die ganze Gesellschaft mit einer großen «Furka» gründlich durcheinander, so daß Buben und Mädchen in einer «guten Mischung» zur Welt kommen. Unachtsame Väter haben das Kindlein auf der Rückkehr ins Städtlein auch schon verloren und hatten ihre liebe Not, bis sie es im dunklen Steigwald wieder finden und in ihrer «Kräze» bergen konnten.

In Schiers holt die Hebamme die Kindlein auch aus den Baumstrünken in der Pleißa, dem malerischen Buchenwald unterhalb Fajauna, seltener aus den Steinblöcken an der Mühlegga. Unsere über achtzigjährige Nach-

barin hat erzählt, wie sie und ihre Gefährtinnen noch als «groß Maitja» mit verhaltenem Atem an den Stöcken lauschten und manchmal ein klägliches Wimmern vernahmen.

In Pusserein holt der Storch die Kinder droben im Bergwald und trägt sie zu den Wohnstätten am Hang.

*

Heute herrscht bei uns die Kleinfamilie mit drei, vier Kindern vor, während früher zehn und mehr Nachkommen keine Seltenheit waren. So berichtet Hans Ardüser, Anno 1577/78 Schulmeister zu Maienfeld, das seinen Eltern gar dreiundzwanzig Kinder geboren wurden und daß es keine Kleinigkeit war, die große Schar zu kleiden und zu nähren, besonders nicht droben in Davos, das «ein wilt land ist».

Kindersegen galt als Glück, während Kinderlosigkeit schwer auf manchem Ehepaar lastete, fast wie ein Fluch. «Gott wird wohl wissen, warum er ihnen Kinder versagt.» So hieß es etwa, und man tat darum alles, diesen Makel von sich abzuschütteln. Frauen aus unserer Gegend suchten das Bad Ganey auf, anderthalb Stunden hinter Seewis am Fuße der Scesaplana gelegen. Das schwefelhaltige Wasser wurde zum Baden, seltener zu Trinkkuren verwendet, und es hat «im 16. und 17. Jahrhundert öftermalen herrlichen Effekt gezeiget». Der Churer Stadtpfarrer und Arzt Georg Saluz erzählt in seiner Badeschrift von 1649 von glänzenden Erfolgen.

«Tit. Herr Landvogt Dietegen von Salis sel. hat 14 Jahr mit seiner Gemahlin im Ehestand gelebt und keine Kinder erzeüget. Als sie dieses Bad besucht, beschährte ihnen Gott 6 schöne Söhne nacheinanderen. Und Herr Landammann Turi von Zitzers hatte mit seiner Frauen auch 16 Jahr ohne Nachkommen gelebt. Auf den Gebrauch dieses Bads aber haben sie angehens Kinder bekommen.» (M. Thöny, Prättigauer Geschichte.)

*

Schon im Mutterschoß bedrohen mancherlei Gefahren das werdende Kind. Die Schwangere hat darum bestimmte Vorschriften zu beachten. So darf sie weder Wäsche aufhängen noch unter dem gespannten Seil durchgehen, denn sonst wickelt sich die Nabelschnur um des Kindes Hals und erwürgt es. Sie soll unter keinem Pferdehals durchschlüpfen und sich keiner trächtigen Stute nähern, sonst muß sie ihr Kind auch elf Monate austragen wie das Pferd sein Füllen. Vom Schlachten halte sie sich ferne, vor allem darf sie das Blut nicht auffangen. Schaut sie dem Tier in die brechenden Augen, wird ihr Kind später schielen. Auch das Backen lasse sie während der Schwangerschaft sein, und sie stricke und nähe für das Kind nicht zu viel, sonst wird es bald sterben.

Auch die Muttermale, die ein Kinderantlitz verunstalten können, werden auf das Verhalten der schwangeren Mutter zurückgeführt. Das Mal zeigt sich an der Stelle des Körpers, welche die Mutter im jähen Schrecken an sich selber berührt hat. In Farbe und Form deutet es oft die Schreckursache an. So wurde Frau R. beim Jäten von einer garstigen Kröte erschreckt und fuhr sich an den Nacken. Dort brachte das Büblein, das sie damals erwartete, fünf Warzen mit auf die Welt. Schlimmeres erlebte Frau X., die eines Tages nichts ahnend in den dunklen Keller hinunterstieg. Beim letzten Tritt tappte sie in eine «Gudla» und schlug sich im Schrecken an die Wange. Der Wein war ausgelaufen. Das Mädchen, das bald geboren wurde, war durch einen großen, häßlichen «Wiifläcke» im Gesicht entstellt.

Auch bei großem Gelüsten nach einer Speise kann ein Muttermal entstehen. So gelüstete die schwangere Frau B. nach einem Stück durchzogenen Specks, das im fremden Haus auf dem Tische lag, und sie rieb sich, während ihr das Wasser im Munde zusammenfloß, den Oberschenkel. Dort trug später ihr Kind ein Muttermal, das einer Scheibe Speck sehr ähnlich sah.

Die Mutter kann das werdende Kind auch günstig beinflussen. So zeichnete sich das Büblein der Frau F. durch wunderbar blaue Augen aus, obschon Vater und Mutter dunkeläugig waren. Und die Ursache? Frau F. hatte während der Schwangerschaft oft eine Puppe mit blauen, lichten Augen angeschaut.

Schöne Bilder tun die gleiche Wirkung.

Bei der Geburt der L. W. riet die alte Hebamme der Base, einen «Storzenbesen» zu verbrennen, damit das Kind schöne Kraushaare bekomme. Sie befolgte den Rat, und das Kind trug bald wundervolle Locken, die auf die Schultern niederfielen «wie bei einem Engländer».

Ob ein Mädchen oder ein Knabe geboren wird, kann niemand voraussehen. Man weiß nur, daß Nußjahre auch Bubenjahre sind.

*

«Je, fergget där Stöck, där tuet gwüß Chalch brenne!», so heißt es etwa, wenn die Niederkunft nahe, und «Beim N. N. ist dr Ofe zemmachit», sobald sie erfolgt ist. Diese verhüllenden Redensarten sind heute namentlich für Kinderohren bestimmt, zeugen aber für die Angst vor finstern Mächten, vor Hexen und Dämonen. Diese sollen von der Ankunft eines Menschenkindes möglichst lange nichts erfahren, damit sie es nicht verderben können. — Sie versuchen auch, einen Teil der Nachgeburt zu bekommen, um damit Schadenzauber an Mutter und Kind zu verüben. Der Vater hat diese darum heimlich im Keller zu vergraben, während draußen die Abendglocke läutete. Das brachte dem Haus Glück. Heute wird sie gewöhnlich im Ofenfeuer verbrannt. Mit dem Blut der Nachgeburt können Muttermäler vertrieben werden, wenn man sie dreimal damit überstreicht.

Mannigfach sind die Gefahren, die Mutter und Kind bedrohen. Hexen und Menschen mit dem bösen Blick versuchen, als harmlose Besucher in die Wochenstube einzudringen. Wird diese Gefahr noch rechtzeitig erkannt, schützt man sich mit den drei höchsten Namen: «Gott-Vater, Gott-Sohn, Gott-Heiliger Geist!» oder mit den Worten: «Alle guten Geister loben den Herrn!» oder «Bhüetis Gott vor böse Lüt!» Frau A. konnte nicht verhindern, daß eine Nachbarin mit bösem Blick ihr Kind anschaute. Das Mädchen wurde bald kränklich und blieb es. Kein Arzt konnte ihm helfen.

Nur vom Hörensagen kennt man den Wechselbalg. Es soll aber auch bei uns vorgekommen sein, daß Dämonen im Schutze der dunklen Nacht eines ihrer Kinder, ein blödes, kropfiges, tierisches Wesen, gegen ein gesundes Menschenkind heimlich vertauschten.

Bekannter ist heute noch das Doggi oder Doggeli, das den Alpdruck verursacht und Erwachsene und Kinder plagt. Es kniet auf der Brust des Schläfers und saugt an seinen Brüsten, so daß diese anschwellen und groß und prall werden wie «bei einer Jungfrau». Der Atem des Kindes geht schwer, es keucht und wimmert.

Als Frau W. einmal nachts vom Doggeli überfallen wurde, fuhr sie jäh vom Lager auf, faßte ihren «Hobistäcke», der immer an der Bettstatt lehnte, schlug wild um sich und schimpfte «überrecht erschröckeli». Von da an war sie vom Alpdruck befreit.

M. weinte jeden Abend beim Einnachten. Die bekümmerten Eltern wandten sich an den alten Moser in der Roßgasse und erhielten von ihm einen verschlossenen Briefumschlag mit der Mahnung, ihn weder zu öffnen noch zu verlieren. Von Stund an war das Kind beim Einschlafen ruhig. Der geheimnisvolle Brief wurde später auch bei einem Geschwisterkind mit Erfolg verwendet.

Gegen das Eindringen der bösen Mächte befestigte man eine Gabel so an der Türe, daß die Zinken nach außen schauten, oder man steckte ein Messer ins Schlüsselloch, die Schneide nach oben gerichtet. Auch ein Besen, verkehrt vor die Haustüre gestellt, half, ebenso ein Messer, ins Geflecht des Stubenwagens gestoßen. Den Eingang sperrte auch ein Paar Schuhe unter dem Bett, wenn ein Schuh nach vorn, der andere nach hinten schaute. Der kleine S. klagte Nacht für Nacht, weil ihn das Doggeli plagte. Um ihn zu trösten, wollte der Vater einmal in die Stube hinausgehen, wo das Kinderbettlein stand, aber er kam nicht weiter als bis zur Schwelle. Tags darauf rief er einen Mann, der «mehr konnte als andere». Dieser riet den besorgten Eltern, zwei Messer kreuzweise unter das Bettlein zu legen. Von da an hatte S. Ruhe.

Das Kreuzzeichen erwies sich überhaupt in vielen Fällen als heilsam. Mit Kreide malte

man es so auf, daß die eine Hälfte auf die Türschwelle, die andere auf den Türflügel zu stehen kam. Man zeichnete auch drei Kreuze auf die Bettlade. Der alte T. legte drei Hölzer kreuzweise vor die Haustüre.

Vor allen teuflischen Einflüssen schützt das göttliche Wort. Man legt dem Kind ein heiliges Buch, also eine Bibel, ein Testament, ein Gebet- oder Gesangbuch unter das Kopfkissen oder die bei Psalm 121 geöffnete Bibel unter das Leintuch.

Auch Brot kann von den Machenschaften dunkler Mächte befreien. Man legt drei Stücklein davon unter oder ins Bettlein. Ein alter Schierser Hirte wußte um die schützende Kraft des Brotes. Er sagte, dreierlei sei ihm wichtig: s Feuerheiß (das Pfeiflein), dr Bärenbeiß (der Hirtenhund) und das Heilige in dr Täsche (das heilige Brot).

Einem Kind half einst ein Kapuziner, ein anderes erhielt Ruhe, als man ihm eine kleine Muttergottes umhängte. Gegen Krankheit und böse Dämonen nähte man Knoblauch, Astrenze (Meisterwurz) und Reckolderbeeren in ein Säcklein ein, das man dem Kind um den Hals hängte.

Der Dämonenangst entsprang auch das Gebot, der erste Gang von Mutter und Kind führe in die Kirche. Die Katholiken taufen darum recht bald, oft schon am Tage der Geburt, und auch die Protestanten warteten früher nie so lange, wie das heute manchmal geschieht. Ist ein Gang der Wöchnerin vor das Haus hinaus nicht zu umgehen, täuscht sie die auf dem Dachtrauf lauernden Dämonen, indem sie ihres Mannes Hut aufsetzt oder seinen Kittel anzieht.

*

Bedeutsam ist der Tag der Geburt, denn Sonntags- und Weihnachtskinder «sehen mehr als andere». Die Gabe, in die Zukunft zu schauen, lastet schwer auf manchem Menschen, so auch auf Annas Freundin Uschi, die sich mit zunehmendem Alter immer mehr von ihren Mitmenschen absonderte, sich beim Einnachten in ihrer Hütte einschloß und auf kein Pochen mehr öffnete. Das einsame Weib mußte auch mit dem Totenvolk umgehen.

Ein großes Glück wartet einem Sonntagskind auf dem Scheibenbühl bei Schiers. In dunklen, stürmischen Nächten reitet dort oben der letzte Ritter des Schlosses Montas um den Burghügel. Fällt ein Sonntagskind seinem Pferd in die verhängten Zügel, führt er es in einen unterirdischen Gang, wo es unermeßliche Schätze findet.

Die alte Hebamme sah manchmal einen schweren Tod voraus. Mit einem Seufzer begrüßte sie ein Kindlein, dessen Brust auffallend stark gewölbt war, mit den Worten: «Häscht es ganz Härzli, muescht streng stärbe.» Das ganze Herz kann erst brechen, wenn sein Träger den Himmel dreimal offen gesehen hat.

*

Traurig ist es, wenn der Tod die Mutter oder das Kind oder beide zusammen aufruft, ihm in sein dunkles Reich zu folgen. Das geschah früher viel häufiger als heute. Dank der Kunst der Ärzte und der geschulten Hebammen ist die einst hohe Zahl der Todesfälle unter den Wöchnerinnen und Säuglingen heute nur noch gering. Vordem bedrohten mancherlei Gefahren die Gesundheit von Mutter und Kind: Unreinlichkeit, Ansteckung, falsche Ernährung, Überfütterung mit schweren Speisen und anderes mehr. Von 1000 Geborenen erreichten nur 520–560 das 10. Lebensjahr, berichtet J. A. von Sprecher in seiner Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert.

Bös ist der Tod ungetaufter Kinder, denn diese können nicht oder nur auf Umwegen selig werden. Eine alte Bäuerin, die wir darum befragten, wehrte sich gegen diese Auffassung: «Natürlich werden sie selig; sie haben ja nie eine Sünde begangen!» Die ungetauften Kinder werden während des Mittagläutens vom Vater und vom Meßmer begraben.

Von der verstorbenen Wöchnerin heißt es in Schiers: «A Chindbetteri vergrabt mä mit de Schueh!», in Schuders: «A Chindbetteri chund mit Schueh und Strümpf in de Himmel.» Man gab ihr früher gutes Schuhwerk mit, um ihr den Weg ins Totenreich zu erleichtern, denn man fürchtete sie als Nachzehrerin, die andere in den Tod nachzieht.

Heute deutet man den Brauch eher umgekehrt: Man gibt ihr gutes Schuhzeug mit, um ihr den Rückweg zu dem verlassenen, mutterlosen Kind zu erleichtern.

Ergreifend war es, wenn man vom offenen Grab der Mutter weg mit dem Kindlein an den Taufstein trat.

*

Bedeutsam ist der Name des Kindes; er ist gleichsam ein Stück seines Wesens, und wer den Namen kennt, hat Macht über dessen Träger. Der Name des Kindes wurde darum bis zur Taufe möglichst geheim gehalten; man sprach nur vom Poppi, vom Büebli oder Meiteli. Erst kürzlich soll eine Mutter, nach dem Namen ihres Kindleins gefragt, geantwortet haben, sie wisse das noch nicht, und ein ehemaliger Krankenkassenverwalter hat mir erzählt, daß bei der Anmeldung der Geburt der Name des Kindes oft verschwiegen worden sei.

Die Namengebung geschah nach bestimmten Regeln. Der erste Sohn erhielt den Namen des Großvaters väterlicherseits, die erste Tochter den der Großmutter mütterlicherseits; dann folgten die Namen der anderen Großeltern und der Eltern. Mit dem Namen hoffte man auch etwas vom Wesen des Namenträgers weiterzugeben: seine Tüchtigkeit im Beruf, seine Rechtschaffenheit, seine Unbescholtenheit, seine Arbeitskraft.

Heute ist man in der Namengebung freier. Neben den alten wohlklingenden Namen, wie Ursula, Dorothea, Maria, Monika, Johannes, Andreas usw., tauchen Sonja, Jolanda, Marlene auf, die wie Blumen aus einem fremden Garten anmuten. Die Taufnamen werden in zahlreiche Rufnamen abgewandelt, so Barbara in Babi, Babeli, Baba, Bäbi, Bäbeli, Bärbi, Nikolaus in Klaus, Klausi, Kläusli, Klaas, Nigg, Nick.

Nur ausnahmsweise wird der Name dem Kalender, der «Brattig», entnommen. Der Namenstag bleibt bei uns unbeachtet, der Geburtstag in einfachen Kreisen nicht gefeiert.

*

Wie wir schon erwähnt haben, schließt die Taufe die Zeit der großen Gefährdung ab; das Taufwasser ist das wirksamste Abwehrmittel gegen die Mächte der Finsternis. Sache des Vaters ist das Gevatterbitten. Im Hinterprättigau wählte er dazu einen Donnerstagabend und erschien feierlich im «schwarze Häs». Eine Absage hat er in der Regel nicht zu fürchten, denn als Götti oder Gotte zu amten ist ernste Christenpflicht, der man sich nicht entziehen darf.

Der Taufzug muß den rechten Kirchweg gehen, damit kein Unheil geschieht. Die feierliche Aufnahme in die Gemeinde findet zu Anfang des Gottesdienstes statt. In Schiers treten auch die Eltern mit zum Taufstein. Werden zwei Kinder ungleichen Geschlechtes getauft, ist dem Büblein der Vortritt zu lassen, sonst bekommt es nie einen Schnauz. Täuflinge, die laut weinen, werden einmal tüchtige Chormitglieder.

Die «Gsäheti», das Taufmahl, vereint Eltern und Geschwister, Taufpaten und nahe Verwandte. Die frohe Tischgesellschaft läßt sich eine Gerstensuppe, Fleisch, Kartoffelstock oder Safranreis schmecken. Im Prättigau durften auch dürre Apfelschnitze nicht fehlen. Zum Essen wird ein Glas Wein getrunken. Nach einer Pause gibt es Kaffee, Pittä und Torte, hie und da auch «Kräpfli» wie an der Bsatzig.

Zur Erinnerung an den großen Tag schenken die Paten ihrem Göttikind einen Taufschein mit einer Geldeinlage von fünf bis zwanzig Franken, heute auch mehr, und beim Wünschen am Neujahrstag geben sie ihnen «Zguetjahr» einen Fünfliber, etwas Backwerk und ein Kleidungsstück oder Stoff zu einem solchen, manchmal auch etwas Gestricktes, ein Paar Socken oder gar einen Pullover. Heute verschiebt sich das Schenken immer mehr auf Weihnachten.

Mit der Patenschaft wird gleichsam eine neue Verwandtschaft geschaffen. Das zeigt sich am deutlichsten beim Leichenzug, wo Götti und Gotte beziehungsweise die Göttikinder «ins Leid genommen», das heißt zu den allernächsten Anverwandten eingereiht werden.

*

Gehen wir nun zum Kleinkind über, zu seiner Ernährung, seiner Bekleidung, seinen Krankheiten.

Als beste und natürlichste Nahrung gilt die Muttermilch. Sie wird bald ergänzt durch allerlei Müslein, durch Fruchtsäfte und Gemüse. Durch Überfütterung mit zu schweren Speisen wurde früher in manches Kind der «Todeskeim» gelegt. Als bester Ersatz für Muttermilch gilt Geißmilch, der man noch heute eigentliche Heilkraft zuschreibt.

Auffällig ist der Wandel in der Bekleidung des Kleinkindes. Einst wurde es in den ersten Lebensmonaten «eingefäscht», derart in Wikkelbänder eingebunden, daß es weder Arme noch Beine gebrauchen konnte. Schon der Philosoph J. J. Rousseau wehrte sich gegen diese unnatürliche Marter, und er ruft den vornehmen Stadtdamen, die ihre Kinder von Ammen auf dem Lande aufziehen lassen, zu: «Wissen Sie denn, welche Behandlung das Kind in seinem Wickelkissen erfährt? Bei der geringsten Störung hängt man es wie ein Bündel Wäsche an einen Nagel, und während die Amme ihren Geschäften nachgeht, bleibt das unglückliche Wesen so gekreuzigt hängen!» Heute kleidet man die Kleinen so, daß sie Arme und Beine bewegen, daß sie strampeln können.

Bis ins dritte, vierte Lebensjahr trugen wir Buben Röcke wie unsere Schwestern, nachher «Deckelhosen», die an einem «Gstältli» aus Futterstoff angenäht und deren ganze Hinterseite herunterklappbar war. Erst als Schulbuben bekamen wir die ersten «Hosenträgerhosen».

*

Wie schon gesagt, ist heute das große Kindersterben überwunden, doch haben die Eltern trotzdem manchen Grund zum Ängstigen.

Eine harmlose Sache sind die «Wehli», bei denen ein leises Zucken über das Kinderantlitz huscht und etwas wie ein Lächeln seinen Mund umspielt. Während der «Wehli» darf man ein Kind nicht anschauen.

Schlimmer sind die krampfartigen «Gichter». Zu ihrer Heilung wird das Kind zusammen mit dem großen Kirchenschlüssel eingefäscht.

Gegen das «fallende Weh» lautet ein Rezept folgendermaßen: «Nimm von der Nachgeburt und von eines Menschen Totenbein auf dem Kirchhof, dieses verpulvere, davon gib dem Patienten drei Messerspitzen voll ein; so einer fällt, muß man ihn liegen lassen und weiter nicht anrühren.»

Dieses geheimnisvolle Rezept steht in einem abgegriffenen Büchlein, das wir vor Jahren auf dem Estrich eines Maienfelder Bauernhauses gefunden haben. Es enthält gut 200 «bewährte und approbierte, sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Tier». Als Verfasser dieses Zauberbüchleins gilt – wohl zu Unrecht – Albertus Magnus, ein berühmter Philosoph und Theologe des 13. Jahrhunderts.

Wir finden in diesem Zauberbüchlein auch Mittel gegen das Zahnweh. Es heißt da: «Man nehme einen Nagel, stühre damit in den Zähnen, bis er blutig wird, hernach nimm den Nagel, schlage ihn an einen Ort, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, in einem Liegerling im Keller gegen der Sonne Aufgang; beim ersten Streich dessen Namen nennen, dem man helfen will, und sprich: Zahnschmerz, gehe weg!»

Das Zahnen erleichtert ein silbernes Halskettelein oder das umgehängte Knoblauchsäcklein. Früher wurde auch ein Stück Bindenfleisch zum «Gnagen» über dem Kinde aufgehängt. – Ausgefallene Zähne übergibt das Kind dem Feuer mit dem Sprüchlein: «Fürli, Fürli, i gib dir en alte Zah, gib mir en neue dra!» – Unter ein Tischbein gelegt, verwandelt sich der Zahn in der Nacht in ein Geldstück.

Nicht erschrecken soll die Mutter, wenn sie bei ihrem Kind Läuse entdeckt, denn sie sind ein Zeichen guter Gesundheit; kein krankes Kind bekommt Läuse. Sie entstehen, wenn ein Kind Sauerampfer oder unreifes Obst ißt. Unser Zauberbüchlein rät folgendes: «Die Späne oder Abfeilig von Hirschhorn in Wein getrunken, das läßt nicht Läuse oder Nissen auf dem Kopfe aufkommen. Wenn du dieses Pulver oder Abfeilig auf das Haupt streust, so sterben sie alle davon.»

Im ersten Lebensjahr soll die Mutter dem Kinde die Fingernägel nicht abschneiden, son-

dern abbeißen (und verschlucken), um zu verhindern, daß damit irgendwelcher Schadenzauber verübt wird. – Aus dem gleichen Grunde schneidet man im ersten Jahr die Haare nicht. Um das Wachstum zu hemmen, schneidet man später Haare und Fingernägel an einem Freitag bei abnehmendem Mond.

*

Beim Spiel und bei kleinen Handreichungen setzt sich das Kind mit seiner Umwelt auseinander und gewinnt so das Bild seiner Heimat. Eine rege Spielzeugindustrie hat eine Fülle von Wunderdingen geschaffen, die namentlich zur Weihnachtszeit bis in die entferntesten Heimstätten vordringen. Sie verdrängen dabei vielfach uraltes, selbstgeschaffenes Spielzeug. Auf einem Hof in Stels haben wir einen Buben mit einer großen Viehherde angetroffen, die ihm die Mutter in ihren Mußestunden aus Aststücken geschnitten hatte.

Kinderschreckgestalten helfen bei der Betreuung der Kleinen mit. So ertönt abends in Maienfeld beim Einnachten das «Stübilüte», und der «Stübima» geht um und nimmt die Kinder mit, die sich noch auf den Gassen herumtreiben. An Brunnen und Bächen lauert der «Wassermann» oder das «Hoggemannli».

*

Der in allem Leid bewährte Tröster ist der Nuggi aus Gummi, der freilich oft aller Hygiene spottet. Früher stellte ihn die Mutter selbst her, indem sie einen Bissen Brot und ein Stücklein Käse zusammenkaute und den Brei in ein Tüchlein band.

Nicht alle Kinder sind zum Glück geboren. Manches tritt in ein Leben voll Armut und Entbehrung, voll Leid und Sorgen. Ja, manchem ist sein Lebenslicht durch die Hand der eigenen Mutter ausgelöscht worden. Als Kindsmörderin muß sie von Zeit zu Zeit an den Ort ihrer Verzweiflungstat zurückkehren.

So die Guschner Kindsmörderin, eine wunderschöne Bauerntochter, deren geiziger Vater den Liebsten vom Hause gewiesen hatte. Beim Füttern in einem abgelegenen Stall schenkte sie einem Kind das Leben. Um des Vaters Zorn und der Schande zu entgehen, warf sie das Kleine ins Krachentobel. Seither muß sie umgehen. Ein alter Guschner sah die Unglückliche oft im «Hirtenhemd, das wimmernde Kindlein im Arm, dem Tobel zuschreiten» («Volkstümliches aus Graubünden»).

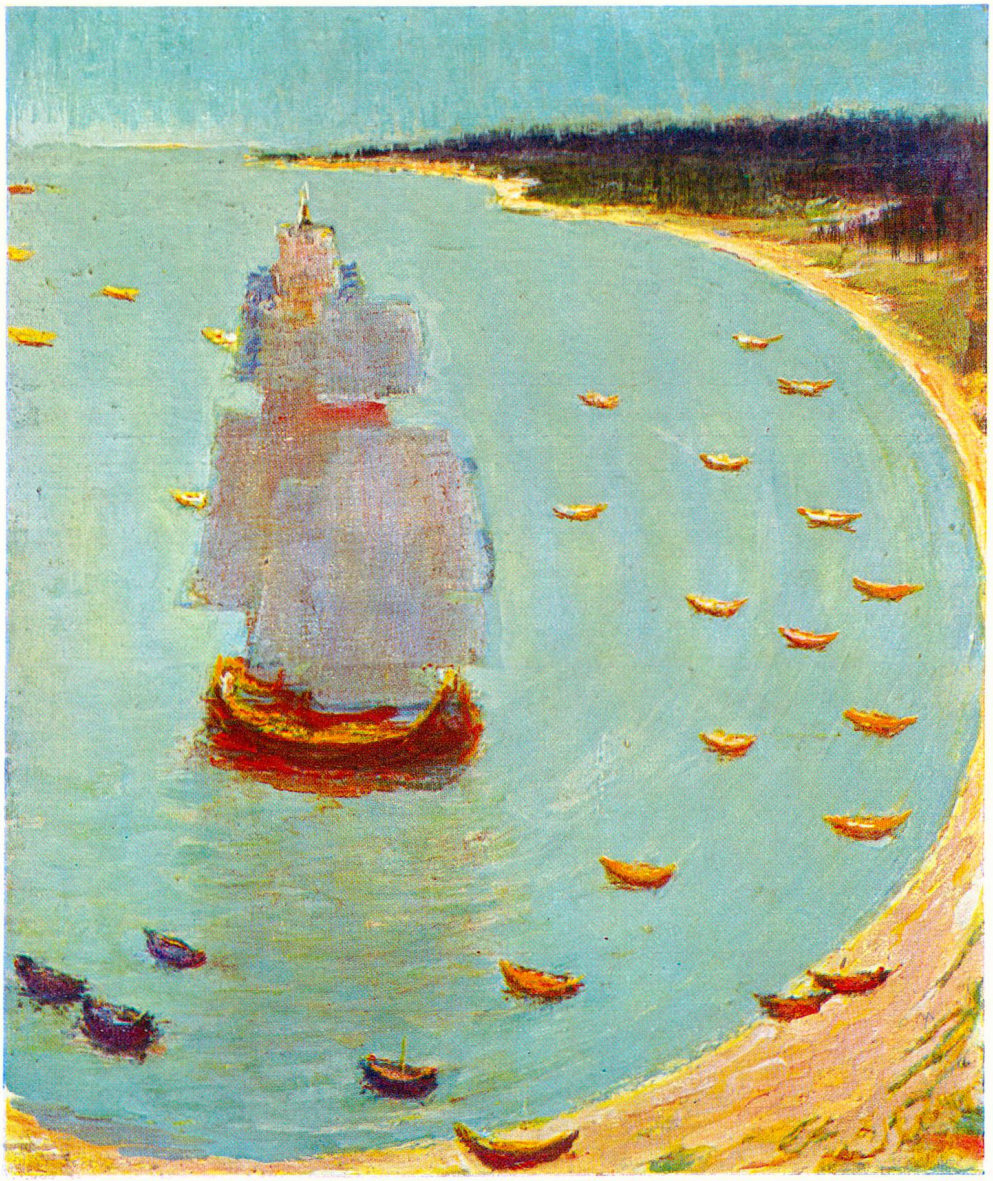
Eine andere Kindsmörderin erscheint droben im Lär am Stelserberg. Sie kommt abends spät aus der Oberkammer in die Stube herunter, setzt sich an den Ofentritt und schluchzt und klagt, daß Gott erbarm.

Beim Einnachten kauert droben auf der Schierser Krea ein junges Weib auf einer der Steinstufen, die zur Haustüre des alten T. hinaufführen. Das wirre Haar fällt ihr über Brust und Schultern. Ihre Augen starren ins Leere. Ist die Dunkelheit völlig herabgesunken, erhebt sie sich und geht über den alten Marktplatz und dann weiter durch die winkligen Dorfgassen hinunter an den Mühlbach. Dort bleibt sie stehen und lauscht, das Wasser gurgelt und gluckst. Sehnsüchtig, verlangend streckt sie ihre Arme nach dem Kind aus, das sie hier ertränkt, bricht in lautes Weinen aus und löst sich dann in nichts auf.

Wir wollen unsere Darstellung aber nicht mit diesem Blick in den düstern Abgrund menschlicher Schuld und menschlichen Versagens beschließen, vielmehr soll ein trostvolleres Bild in den Vordergrund gerückt werden. Es stellt eine öde Berglandschaft dar. Jäh fallen die Felswände in eine kirchturmtiefe Schlucht ab. Ein Steg schwingt sich kühn über den schauerlichen Abgrund. Zwei Kinder gehen darüber weg, ohne Zittern, ohne Zagen, denn über ihnen schwebt ihr Schutzengel, von Gott gesandt, sie zu schützen und zu schirmen in allen Wechselfällen des Lebens.

Mein Englein hütet mich bei Tag
Wo ich auch gehn und stehen mag.
Mein Englein legt mich abends nieder
Und hält die ganze lange Nacht
Vor meinem Bettchen still die Wacht.
Das Englein weckt mich morgens wieder,
Und was ich Gutes denk und tu,
Das flüstert mir mein Englein zu.

Nach Friedrich Güll



ANDREAS JUON: TRAUMSCHIFF